

Nachruf auf Margarete Kühn 4. Februar 1904–12. September 1995



Margarete Kühn an ihrem 90. Geburtstag am 4. 2. 1994
(Foto: Inge Staffa)

Wer, wie Margarete Kühn, einundneunzig Jahre gelebt und nahezu das ganze zwanzigste Jahrhundert durchmessen hat, ist schon vor seinem Tod zur Legende geworden. Die gedehnte Lebensspanne enthält durch die Dramatik der Geschichte – Kaiserzeit, zwei Weltkriege, Drittes Reich, Nachkriegszeit, Studentenrevolte und Postmoderne – zusätzliche Di-

stanzen. Es ist schwer, sich eine Jugend in den Jahren der innerhalb einer noch patriarchalisch organisierten Welt erwachenden Moderne vorzustellen, und doch liegt gerade hierin eine Erklärung für die Souveränität, mit der Margarete Kühn von 1946 bis zu ihrer Pensionierung 1969 die Berliner Schlösser regierte. Das war die Spanne, in der sie, im Alter von 42 bis 65 Jahren, den in der Öffentlichkeit wirksamen Teil ihrer Lebensleistung vollbrachte. Sie lebte aus aufklärerischen Traditionen, ohne den Blick für das Neue zu verschließen und sich seinen Forderungen zu widersetzen.

Äußerlich verlief ihr Leben, von den politischen Erschütterungen abgesehen, ohne große Bewegungen, weil Stetigkeit und Beharrlichkeit zu ihren Grundsätzen zählten.

Sie wurde am 4. Februar 1904 in Lütgendortmund als Tochter eines Architekten geboren, und ein ihr nahestehender Bruder ergriff ebenfalls diesen Beruf. Das bestimmte auch ihre Beziehung zur Architektur, die gleichsam zu ihrem Lebenselement wurde, gestützt durch westfälische Stammeseigenschaft, die sie bis zuletzt auch in der Sprache nicht verleugnete. Daß sie nichts abstreifte, gehörte zu ihrem Wesen. Baumeisterlich war die Betonung der Logik und des Konstruktiven im Sprechen, Denken und Handeln. Solche Festigkeit, ja bisweilen Starrheit, die keine Kompromisse zuließ und oft auch nicht mit überzeugenden Argumenten zu überwinden war, wurde zum Fundament ihrer Leistung. Das gab ihr später Gewicht und Ansehen. Wenn man sie betrachtete, konnte man, ungeachtet einer dianenhaften Gesamterscheinung, auch der bis ins Alter behenden Bewegung, den Eindruck gewinnen, daß etwas Gebautes ihre unverwechselbare Physiognomie von innen her verfestigt habe, ein Kopf für Bildhauer eher als für Maler.

Innerhalb dieses Rahmens war sie feinsten Empfindung fähig. Sensibilität als Instrument der Wahrneh-

mung und als Voraussetzung für das Erfassen künstlerischer Qualität, nicht Gefühl als Element der Beziehung zwischen Menschen, erfuhr man im Umgang mit ihr. Alles Diffuse war ihr zuwider. Ihre Herzlichkeit war etwas sehr Bestimmtes, und ihre Liebenswürdigkeit war frei von taktischen Erwägungen. Sie konnte sich mit Härte verbinden.

Von anderen erwartete sie ohne Umstände, daß sie ebenso unempfindlich sind wie sie selbst. Aufmunterndes direktes Lob gab es nicht. Man konnte es nur durch Dritte erfahren.

Aus diesen Eigenheiten erwuchs eine aristokratische Haltung, die jedoch nichts mit Abkunft oder gesellschaftlicher Stellung zu tun hatte, so sehr sie sich eine Ehrfurcht vor dem Amt bewahrte. Sie verlangte geistige Disziplin.

Das wurde ergänzt durch strengste moralische Grundsätze, die sie zuerst gegen sich selbst vertrat. Dazu gehörte eine seltene Freigebigkeit, die ihr die Anspruchslosigkeit ihrer Lebensführung erlaubte, und eine unwandelbare über den Tod hinausreichende Treue gegen Freunde – besonders aus ihrer eigenen Generation.

So brachte sie große Opfer, um Ernst Gall, dem ersten Direktor der preußischen Schlösserverwaltung, 1965 eine umfangreiche Gedenkschrift mit gehaltvollen Beiträgen zu widmen.

Im Kern war sie ein einfacher Mensch. Sie war selbstbewußt, aber nicht eitel, und sie verschmähte es, gesellschaftliche Macht durch den Aufbau von Beziehungen zu gewinnen; im Gegenteil, sie war darum bemüht, nicht in den Verdacht der Bevorzugung ihr nahestehender Personen zu geraten. Ihr stark entwickeltes Ehrgefühl konnte hier sogar zur Ungerechtigkeit führen. Jeden Schatten, der auf ihre Integrität hätte fallen können, hat sie heftig abgewehrt. Als anlässlich ihres 70. Geburtstages eine Festschrift für sie zusammengestellt wurde, war anfangs geplant, sie als Sonderheft der von ihr herausgegebenen Zeitschrift für Kunstgeschichte zu veröffentlichen. Hier sah sie einen möglichen Vorwurf der Manipulation. Es mußte Geld gesammelt werden, damit die Festschrift als eigener Band erscheinen konnte.

Anfeindungen, an denen es während ihrer Amts-

zeit nicht fehlte, hat sie mit stoischer Gelassenheit ertragen. Als die Berliner Boulevardpresse sie wegen ihrer Pläne, die Decke im Weißen Saal des Charlottenburger Schlosses durch Hann Trier ausmalen zu lassen, heftig und verletzend angriff, hat sie dazu auch im Kreis ihrer Mitarbeiter geschwiegen. Den Anspruch zu herrschen, den sie bis zuletzt nicht aufgab, gründete sie vor allem auf der Selbstbeherrschung. Zur Intrige war sie völlig unfähig, und sie war auch nicht in der Lage, das sich im Berliner Klima seit den siebziger Jahren gleichzeitig mit der politischen Stabilität ausbildende Intrigenwesen zu durchschauen.

Jüngere, an die Arbeitsmöglichkeiten in einem reichen Land gewöhnte Wissenschaftler haben ihre Maßnahmen beim Wiederaufbau des Charlottenburger Schlosses und der Wiederherstellung des Gartens bisweilen aus der Sicht der derzeitigen Standards kritisiert. Sie können sich die Verhältnisse der Nachkriegszeit nicht vorstellen, obschon es zu den Fähigkeiten des Historikers gehören sollte, Leistungen aus den zeitgegebenen Bedingungen zu erklären. Mit wenig Geld und wenigen Arbeitskräften mußte rasch etwas bewirkt werden, weil nur der Erfolg die Fortsetzung der Arbeiten ermöglichte.

Die Persönlichkeit von Margarete Kühn, der Größe nicht abgesprochen werden kann, war die entscheidende Voraussetzung für den Wiederaufbau des 1943 schwerstens beschädigten Schlosses Charlottenburg. Auch dessen Schicksale nach ihrer Pensionierung waren noch abhängig von ihrer gewachsenen Autorität. Die Aufbauleistung wiederum ist der Kern ihrer Biographie. Durch die uns heute übermenschlich erscheinende Aufgabe, die ihr in der tiefen Depression nach 1945 am Ort der schlimmsten Verwüstungen auch moralischer Natur gestellt wurde und die sie bewältigte, ist sie erst zu der allseitig verehrten Gestalt geworden, die noch im Zustand schmerzlichster körperlicher Hinfälligkeit Bewunderung abnötigte. Indem sie die Herausforderung des Augenblicks annahm, wuchsen ihr die Kräfte zu, die sie benötigte. Übrigens war sie nicht die einzige Frau, die sich damals in der Zeit des Männermangels noch ganz ohne Gleichberechtigungsanspruch bewährte. So hat sie denn auch später

keineswegs ihre Geschlechtsgenossinnen bevorzugt.

Die Geschichte der 1926 gegründeten preußischen Schlösserverwaltung, in die Margarete Kühn 1929 eintrat, ist noch nicht geschrieben, und sie, die es hätte tun können, hat sich dazu nicht bereit gefunden. So ist auch von ihrem eigenen Wirken in dieser Institution vor dem Kriegsende merkwürdig wenig bekannt. Sie hatte in Wien bei Julius von Schlosser über den Genueser Architekten Galeazzo Alessi promoviert. Nach Berlin zu gehen war ihr Wunsch. Das Preußische zog sie an, und es hat sie bestimmend geprägt. Es war ein kleiner Stab von Wissenschaftlern, der die große Aufgabe hatte, vierzig in staatliches Eigentum überführte Hohenzollernschlösser samt Gärten in ganz Preußen von fürstlichen Privatwohnungen zu Museumsschlössern mit fruchtbarer historischer Aussage umzuwandeln.

Die junge Mitarbeiterin wird viele organisatorische Aufgaben zu erledigen gehabt haben. Das Vertrauen, das man in sie setzte, wird indessen bereits 1930 dadurch bezeugt, daß sie die Einleitung zum Katalog der Ausstellung »Meisterwerke aus den preußischen Schlössern« in der Preußischen Akademie der Künste zu Berlin schrieb, mit der sich die Institution als Museumseinrichtung besonderer Art vorstellte. 1931 veröffentlichte sie einen kleinen Aufsatz über die Kapellen des Berliner Schlosses, 1933 erschien eine Studie über Knobelsdorff, 1934 eine kleine Übersicht »Preußische Schlösser in der Zeit vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm IV.« und 1937 die amtlichen Führer des Parks von Sanssouci und des Schlosses Charlottenburg. Die Einleitung zu letzterem ist so vorzüglich, daß sie bis 1993 verwendet wurde und noch keine Nachfolge besitzt.

Nach 1945 war mehr praktische Arbeit als literarische Tätigkeit gefordert, war sie doch die einzige Wissenschaftlerin im Berliner Bereich der Schlösser, der sich als ein Chaos darbot. Bei den Protesten gegen die Sprengung der Ruine des Berliner Schlosses, in dem sie bis 1948 ihren Amtssitz hatte, ehe sie nach Charlottenburg ausweichen mußte, war sie die Schaltstelle im Westteil der Stadt. Die gänzliche Beseitigung dieses Baues sowie des Potsdamer Stadtschlusses und des Schlosses Monbijou bestärkte sie

in ihrem Willen, die Ruine des Charlottenburger Schlosses trotz allgemeiner Geschichtsfeindlichkeit und vordringlich erscheinender Aufgaben vor diesem Schicksal zu bewahren. Daneben verlangten auch die Pfaueninsel und das Jagdschloß Grunewald ihren Einsatz. Erst seit 1956 stand ihr in Martin Sperlich ein umsichtiger und tatkräftiger Mitarbeiter zur Verfügung.

Um den Wiederaufbau des Schlosses Charlottenburg vorzubereiten, hat es anstrengende und abenteuerliche Transporte von Unterlagen und auch von Kunstwerken von Potsdam nach Charlottenburg gegeben. Nur beiläufig und eher amüsiert hat Margarete Kühn davon erzählt. Nach außen hat sie ihre Verdienste stets heruntergespielt. Als man sie vor einigen Jahren bat, in einem Vortrag über den Wiederaufbau des Schlosses zu berichten, meinte sie zur allgemeinen Verblüffung, die Zerstörungen seien nicht so sehr groß gewesen und berichtete statt dessen hauptsächlich von den kleinen Ausstellungen, die sie den von ihr verehrten Größen der Philosophie, Literatur und Wissenschaft gewidmet hat.

Die geistige Energie zur Bewältigung ihrer großen Aufgabe bezog sie sicherlich zu einem guten Teil durch eine Identifikation mit Personen der Geschichte. In Charlottenburg war es die glänzende Gestalt der mit Leibnitz befreundeten Kurfürstin und Königin Sophie Charlotte, der ersten Bauherrin des Schlosses, der sie sich verpflichtet fühlte, daneben aber auch Friedrich der Große. Geschichte war für sie das Wirken der großen Gestalten. Das führte beim Wiederaufbau des Schlosses Charlottenburg bisweilen zu eigenwilligen Akzentuierungen und von ihrem persönlichen Geschmack inspirierten Lösungen, die aber durch das vom Krieg hinterlassene Vakuum verständlich sind. Gleichwohl ist sie nie der den Schlössern spezifischen Verführung erlegen, den König oder die Königin zu spielen. Davor hat sie ihre auf Maß und Bescheidenheit hin ausgerichtete, eben die preußische Gesinnung bewahrt.

Als Werbung für den Wiederaufbau des Schlosses schrieb sie ein Buch über das Haus, das 1955 erschien, dem 1970 die ausführlichere Darstellung im Rahmen der »Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin« folgte. Schwer traf sie 1962 der unerwartete

Anspruch der mächtigen Stiftung Preußischer Kulturbesitz auf die Kunstwerke aus den Wohnräumen Friedrichs des Großen, die teils alter Charlottenburger, teils aus Sanssouci in den Westen verlagert und so nach Berlin gelangter Bestand waren und damals aus Anlaß des 250. Geburtstages des Königs im wiederhergestellten Neuen Flügel vereinigt werden sollten.

Man wollte die Perlen der Sammlung, vor allem Watteaus Firmenschild, das der König für sein Charlottenburger Konzertzimmer erworben hatte. Margarete Kühn wollte sich mit der Degradierung und Aushöhlung der Schlösser nicht abfinden und begründete 1965 mit einem Aufsatz über den Gemäldebesitz der brandenburgisch-preußischen Schlösser in der Gall-Gedenkschrift ihren Standpunkt und die Verpflichtung, die sich aus dem 1926 zwischen dem preußischen Staat und dem Haus Hohenzollern geschlossenen Vertrag über das Krongut ergab. Das bis heute nicht neutralisierte Gift, das die Berliner Schlösserverwaltung schließlich gelähmt hat, begann damals zu wirken, mobilisierte zunächst aber beträchtliche Energien, die die Blüte der Institution und eine weitreichende Wirkung beförderten. Auch nach ihrer Pensionierung beteiligte sich Margarete Kühn am Kampf der Schlösser um die Bewahrung ihres Status, und als er 1982–84 mit den Anstrengungen um die Rettung von Watteaus »Einschiffung nach Cythera« für Charlottenburg seinen Höhepunkt erreichte, stand sie nicht nur beinahe täglich als Ratgeberin zur Verfügung, sondern leitete auch die spektakuläre Spendenaktion für den Ankauf des Bildes mit der Überweisung eines hohen Betrages ein. Als sie am 4. Februar 1984 zugleich mit der Verabschiedung ihres Amtsnachfolgers Martin Sperlich ihren 80. Geburtstag feierte und nicht nur von der Freien Universität mit der Ehrendoktorwürde, sondern auch vom Land Berlin mit der Ernst-Reuter-Plakette ausgezeichnet wurde, war das zwar der Höhepunkt der öffentlichen Anerkennung ihres Wirkens, aber auch die abrupte Beendigung der von ihr begründeten Arbeitstradition im Schloß. Ihre Mitgliedschaft und spätere Ehrenmitgliedschaft im Verein »Freunde der preußischen Schlösser und Gärten«, der 1983 zur Stützung der Institution gegründet

worden war, vermochte nichts gegen die Übermacht anderer Interessen.

Ihr andauerndes Engagement für die Schlösser auch nach ihrer Pensionierung hat als vielleicht schönste Frucht die beiden überaus präzisen Modelle des zerstörten Berliner Schlosses gezeitigt, deren schwierige Finanzierung sie mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit durchsetzte. Vor allem war ihr daran gelegen, den hohen künstlerischen Rang der Schlüterschen Architektur durch ein Teilmodell von zwei Achsen der Schloßplatzfront in Lindenholz mit hervorragenden Schnitzarbeiten zu demonstrieren. Gerade wegen der Unwiederholbarkeit solcher bildhauerischer Qualitäten im großen Maßstab war sie im Streit um die Rekonstruktion des Schlosses nach der Wende eine Gegnerin solcher Pläne.

Das Vierteljahrhundert, das ihr nach ihrer Pensionierung blieb, hat sie nahezu ganz der Wissenschaft gewidmet, die ihr das Höchste im Leben war. Ihr Denken kreiste ständig um deren Fragen, so daß sie sich nie eine Erholung gönnte und sich eine manchem schwer verständliche Askese auferlegte.

Die Zeitschrift für Kunstgeschichte, die sie nach dem Krieg zuerst gemeinsam mit Ernst Gall herausgegeben hatte, führte sie nach dessen Tod 1958 für 17 Jahre allein weiter, dem Schinkel-Werk jedoch, das sie 1962 von Paul Ortwin Rave übernommen hatte, widmete sie sich bis zuletzt; ja zum Schluß hatte es den Anschein, als sei es der einzige tragfähige Boden ihres verlöschenden Lebens. Sie selbst schrieb den Band über Schinkels Wirken im Ausland, der 1989 erschien. Daraus erwachsen zwei Festschriftaufsätze »Schinkels Darstellung des Heiligen Hains von Olympia, für Wladimir Dawydovs griechisches Reisewerk »componiert« und »Als die Akropolis aufhörte Festung zu sein. Stimmen der Zeit zur Frage der Errichtung neuer Bauten auf der Akropolis und zur Erhaltung ihrer nachantiken Monumente«.

Ihre Arbeit an dem Forschungsprojekt zum Berliner Schloß bis zur Zeit Friedrichs I. führte 1977 zu einem umfangreichem Beitrag im Hamburger Ausstellungskatalog »Barockplastik in Norddeutschland« über Schlüter als Bildhauer. Das Thema Leibnitz und China hatte sie 1973 für die Charlottenburger Ausstellung »China und Europa« bearbeitet.

Margarete Kühn wirkte bis zu ihrem letzten Tag auch auf junge Menschen durch ihre Persönlichkeit, und zwar durch ihre scheinbar unerschöpfliche Energie, ihren herben Charme und ihren festen Charakter. So kam es, daß sie nicht vereinsamte und auch auf ihrem Sterbelager noch außerordentliche Zuwendung als Lohn für ihre Generosität erfuhr. Sie förderte junge Wissenschaftler, verlangte aber von ihnen

auch mit der gleichen Selbstverständlichkeit aufopfernde Hilfe. Das »travailler pour le roi de Prusse« war ihr Grundsatz, und ihre Umgebung nahm stauend wahr, mit welcher Konsequenz sie ihm folgte, vielleicht ahnend, daß die Zukunft wieder solchen Altruismus verlangt.

Helmut Börsch-Supan